

# Das Ethos der Persönlichkeit

Autor(en): **Hartmann, Nicolai**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 11

PDF erstellt am: **08.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758880>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DAS ETHOS DER PERSÖNLICHKEIT

Von Nicolai Hartmann

## 1

Was Persönlichkeit ist, läßt sich erst im Gegensatz zur Person sagen. Denn beides ist nicht dasselbe. Person ist jeder Mensch, darin gleichen sich alle; das Personsein als solches ist darum ein Allgemeines, wie sehr auch die einzelnen Personen verschieden sein mögen. Persönlichkeit dagegen ist nicht jeder Mensch. Persönlichkeit ist das an einem Menschen, was er für sich allein hat, was nicht an anderen wiederkehrt, das Einmalige und Einzige an einer Person.

Darin ist schon vorausgesetzt, was Person ist. Aber was ist Person? Sie ist nicht das Subjekt und nicht das Ich. Sie ist auch nicht das Bewußtsein, geschweige denn das Selbstbewußtsein. Sie setzt das erkennende Subjekt wohl voraus, desgleichen das geistige Bewußtsein mit seiner Objektivität und seiner charakteristischen Distanz zu den Dingen der umgebenden Welt; aber sie ist noch etwas mehr: das in die Zukunft schauende, vorsorgende, Zwecke setzende, handelnde und im Handeln sich frei entscheidende Wesen, das zugleich den Sinn für Wert und Unwert, das Wissen um Gut und Böse hat und selbst befähigt ist, gut oder böse zu sein.

Damit ist sie zugleich das durch seine Aktivität weltoffene Wesen, das von der umgebenden Welt Impulse empfängt und seinerseits handelnd in sie eingreift, sie umgestaltend und das Geschehen umlenkend. Sie zieht, indem sie Dinge benötigt und verwendet, eine Sphäre des ihr Zugehörigen um sich, die als Personensphäre zugleich die ihres Eigentums, ihr unmittelbarer Macht- und Einflußbereich ist. Sie erhebt den Anspruch, in dieser Sphäre respektiert zu werden. Denn sie kann in ihr auch verletzt werden.

Die Person fordert für sich die Anerkennung derer, die sie ihrerseits als Personen (mit einer Personensphäre) anerkennt. Das innere Korrelat dieser Forderung ist ihr ethisches Selbstbewußtsein, ihr Auf-sich-Halten, Stolz, Würde und Scham.

Auf der gegenseitigen Anerkennung beruht die Menschengemeinschaft. Auf die Person bezieht sich die Aristotelische Definition des Menschen als des «von Natur gemeinschaftbildenden Lebewesens». Das bedeutet, daß ein personales Wesen nicht nur den Drang,

sondern auch die Fähigkeit hat, seinen Zusammenschluß mit anderen gleichen Wesen zu organisieren.

Es gehört ferner die Fähigkeit dazu, sich selbst in Zucht zu nehmen, sich unter Forderungen oder Gesetze zu stellen, die dem personalen Wesen nicht von Natur gegeben sind und nicht aus seinen Artinstinkten entspringen, die ihm dann aber zu Maßstäben des Wertbewußtseins werden. Aus dieser Fähigkeit erst entfalten sich die verschiedenen Stufen der Solidarität und der als solcher empfundenen Mitverantwortung für das Ergehen und Handeln anderer Personen. Solche Stufen sind: die Gleichstellung unter dem Recht, das Vertrauensverhältnis (Treu und Glauben) und die allgemeine Nächstenliebe (Altruismus).

Zur Person wird der Mensch nicht einfach aus sich selbst heraus, sondern stets auf Grund eines Kulturzusammenhanges, der als geschichtlicher Geist vorbesteht und sich im Wechsel der Generationen herausgebildet hat. Der Einzelne wächst in diesen Zusammenhang hinein, übernimmt ihn im Heranwachsen und übergibt ihn der nächsten Generation weiter; aber er tut es nicht passiv, sondern im Maße seines Könnens trägt er auch das Seinige zu ihm bei. Die Geistesgebiete, auf denen dieser Umsatz läuft, sind: die Sprache, das Recht, die Sitte, die Moral, das Wissen, der Lebensstil, die Kunst, die Religion, die Technik und andere.

Die Einzelperson ist auf allen diesen Gebieten Träger einer lebendigen Tradition. Daß sie auf keinem Gebiete das Ganze umfaßt, hindert sie daran nicht. Auf manchen Gebieten bedarf es der besonderen Institution (Lehranstalt) und der besonderen Lehrpersonen zur Weitergabe des kulturellen Gutes. Denn der Geist vererbt sich nicht — wie die physischen und manche seelischen Eigenschaften —, sondern bedarf der aktiven Weitergabe. Die Person tritt damit in den unmittelbaren Dienst der Geistesgeschichte.

Ueber alles das hinaus fällt der Person noch eine größere Aufgabe zu — durch ihr Berufensein zur Lenkung des Geschichtsprozesses. Gäbe es ein überpersonales Bewußtsein mit eigener Aktionsfähigkeit, so wäre der Mensch als Person von dieser Beanspruchung frei. Aber es gibt kein Ueberbewußtsein oberhalb der Einzelperson. Der geschichtliche Gemeingeist hat keines. Nur der personale Geist ist der Einsicht, der Zwecksetzung und Lenkung mächtig. Gerade er aber reicht für die ungeheure Aufgabe, die ihm hier zufällt, nicht zu. Sein Vorblick und seine Zielsetzung sind an den privaten Bedarf des persönlichen Lebens und dessen enge Perspektive angepaßt. Dennoch trägt er die Verantwortung für künftige Geschlechter, welche die Früchte seines Tuns ernten werden. Aus diesem Dilemma kommt der Mensch nicht heraus.

Zur Persönlichkeit reicht das alles nicht zu. Schon im Leben, diesseits aller Reflexion, meinen wir etwas den Einzelnen Auszeichnendes, wenn wir sagen, er sei eine Persönlichkeit. Denn Persönlichkeit ist das an einem Menschen, was ihm nicht mit anderen gemeinsam ist. Doch darf man hier dem Sprachgebrauch nicht zu weit nachgeben; oft meint man mit Persönlichkeit nur einen Menschen von größerer Tatkraft, von starkem suggestivem Einfluß auf andere, ausgeprägtem Charakter oder auch nur den repräsentativen Vertreter eines Menschentypus.

Dieser Sprachgebrauch trifft nicht das Wesen der Sache. Er bleibt im Typenhaften stecken, dringt nicht bis in das Individuelle durch. Auch schwache, stille, unaufdringliche Menschen können Persönlichkeit haben. Auf die Eigenart, das Einmalige, die Einzigkeit und Unersetzlichkeit kommt es an. Persönlichkeit ist das an einem Menschen, was wir lieben oder hassen, wofür wir Sympathie oder Antipathie empfinden — meist ohne daß wir sagen könnten, worin es besteht. Auf sie sind fast alle höheren persönlichen Gefühle gerichtet.

Mit Individualismus hat das nichts zu tun. Am wenigsten mit dem ethischen. Die allgemeinen sittlichen Forderungen, die für jedermann ohne Unterschied gelten, werden von dem Anspruch der Besonderheit des Einzelnen gar nicht berührt, geschweige denn geschmälert. Sie bleiben in Kraft und bleiben die Grundlage, über der sich menschliche Eigenart als Ethos der Persönlichkeit allererst erheben kann.

Die ganze Alternative von Allgemein und Individuell — nicht nur am Menschen, sondern überhaupt an allem Seienden — ist ein Irrtum der alten Metaphysik. Es gibt in der realen Welt nicht zweierlei Seiendes (individuelles und allgemeines), sondern durchaus nur einerlei. Alles Reale, gleichgültig, ob Ding oder Mensch, Ereignis oder Zustand, ist individuell, nur freilich meist mit sehr unbedeutenden Differenzen; aber alle Einzelzüge des Individuellen sind allgemein. Der Einzelfall teilt sie mit unzähligen anderen. Was ihn individuell macht, ist lediglich die Kombination der Züge. Diese kehrt nicht wieder, und zwar schon deshalb, weil sie bei ihrer Wiederkehr in einen anderen Realzusammenhang eingeordnet und durch ihn jedenfalls eine veränderte wäre.

Dieses Verhältnis ist der einfache Ausdruck eines ontologischen Gesetzes, das nicht durch menschliche Verkennung aufgehoben werden kann. Man kann es auch so aussprechen: Alles Reale ist

einzig, aber in ihm steckt schon die Realität des Allgemeinen; denn diese bedeutet nichts anderes als die Gleichartigkeit der einzelnen Züge. Nur das ideale Sein ist ohne Individualität. Dafür ist es auch ein bloß unvollständiges Sein. Die alte Metaphysik — seit Platonischer Zeit — hat es als das höhere Sein, als «bessere Welt» der reinen Formen verstehen wollen. Die neue Ontologie hat ihm den Nimbus genommen und seine Seinsweise, trotz aller Ueberzeitlichkeit, als die niedere erwiesen. Gerade das zeitliche, vergängliche, individuelle Sein ist das höhere.

An Dingen und niederen Lebewesen erscheint uns das Einzige gewichtlos, wir haben kein Interesse daran, und so bleibt es völlig unbemerkt. Am Menschen bekommt es für uns Gewicht, weil es auf Persönlichkeit beruht. Wäre der Mensch für den Menschen nicht etwas Besonderes, so würden wir vermutlich nichts Individuelles in der Welt entdecken können.

Durch alle Schichten des Menschenwesens erstreckt sich das persönlich Individuelle. Am Körper ist es direkt sinnlich wahrnehmbar, in der leib-seelischen Sphäre wirkt es sich als durchsichtiger Ausdruck des Inneren im Aeüßeren aus; am moralischen Wesen der Person erscheint es als Charakter, in der intimen Beziehung von Mensch zu Mensch als das, was den Einzelnen unverkennbar heraushebt aus der Vielheit der Personen, was aber doch stets im Grunde unerkennbar und unaussprechbar bleibt.

Wesentlich ist hierbei auf allen Stufen das anschaulich-konkrete Hindurchleuchten des an sich unsichtbaren Seelisch-Inneren durch das Aeüßere — nicht in dessen Gestalt allein, sondern erst recht in der Dynamik der Bewegung, Haltung, mimischer Reaktion und so weiter. Die Gegebenheit der Persönlichkeit hängt ganz an diesem «Erscheinungsverhältnis». Denn die sprachliche Mitteilung faßt vom seelisch Individuellen nur Bruchstücke. Die Persönlichkeit bedarf, um sich zu zeigen, einer differenzierteren Form der Offenbarung. Es ist mit ihr wie mit dem geistigen Gehalt eines Kunstwerkes: das Denken und seine Logik sind hier viel zu schwerfällig, gerade im Unwägbaren, nur flüchtig und blitzartig Aufleuchtenden, liegt das Wesentliche, und nur das feinste sinnliche Auffassen vermag das Uebersinnliche — gleichsam im Fluge — zu ergreifen.

Der große Unterschied vom Kunstwerk ist nur der, daß hier das Erscheinende real ist. Es ist die geistige und seelische Realität des Menschen, die hier erscheint. Im Kunstwerk offenbart sich das in der Phantasie Erschaute und vom Künstler in die Objektivierung erhobene, in der äußeren Erscheinung des Menschen die wirklich lebende Persönlichkeit. «Real» ist die letztere im Sinne des neuen ontologischen Realitätsbegriffs, der nicht am Räumlichen und

Materiellen hängt, sondern an der Zeitlichkeit, dem Werden und der Individualität.

Diese Erscheinungsform ist so durchschlagend und der des begrifflichen Denkens so überlegen, daß auch im sittlichen Leben der Völker die führenden Ideen fast immer nur in der Form der Persönlichkeit konkret werden und Anhang finden. Der Mensch lebt nicht auf abstrakte Normen, Gesetze oder Dogmen hin, sondern auf erschaute Gestalten, persönliche «Vorbilder» hin — einerlei, ob sie privater Art sind und nur den Einzelnen vorschweben, oder gemeinsame, geschichtlich bewegende Ideale sind. Dadurch allein ist es möglich, daß auch der Dichter geschichtlich weltbewegend auf ein Volk wirkt, das ihn hört und seine Visionen versteht. Denn auch seine «Gestalten» sind, wenn sie überzeugen, dem Leben abgelauscht, und ihre Erscheinungsform ist dieselbe wie die der lebenden Persönlichkeit. Sie leuchten ein nicht durch das, was sie vertreten, sondern dadurch, wie sie sich im Leben verhalten.

Trotz aller Individualität und Konkretheit liegt aber das Kernstück der Persönlichkeit dort, wo sie sich wieder als bloße Person unter Personen in die Gemeinschaft und ihre geschichtlichen Schicksale eingliedert. Denn damit nimmt sie bewußt die Last einer höheren Verantwortung auf sich. Und erst im Tragen dieser Last und im Erstarren unter ihr zeigt sich ihr wahres Ethos. Am Ueberpersönlichen muß sich das Allerpersönlichste des Menschen bewähren.

Denn mit dem eitlen Selbstbewußtsein des Individuums hat echte menschliche Persönlichkeit nichts zu tun. Ein Leben, das die eigene Person zum alleinigen Selbstzweck, das eigene Wesen zum Gegenstand eines Kultus macht, ist eher noch die Verkennung als die Entfaltung der Persönlichkeit. Die wirkliche Eigenart wächst gerade dort, wo der Mensch seine Ziele weit über sich hinaus setzt und sich an Aufgaben hingibt, die ihn über sich hinausreißen. Alle Selbstbespiegelung wirft ihn moralisch zurück. Das wahre Ethos der Persönlichkeit ist kein Ethos des Sichselbstsuchens oder Sichdurchsetzens, sondern der Selbsthingabe und der Selbstvergessenheit.

### 3

Die letzten Punkte haben gezeigt, wie die Persönlichkeit nicht auf sich selbst gestellt, sondern stets in größere Zusammenhänge eingebettet dasteht. Das gilt nicht nur von ihrem Sein, sondern auch von ihrem Ethos und ihrem Wissen um sich. Ihr Geheimnis ist ein kategoriales. Sie ist ein Gebilde sui generis mit eigener

Daseinsform. Diese letztere aber ist, wie in der ganzen Welt stets die höhere Form, eine «aufruhende», von anderen Seinsformen getragene und insofern abhängige. Das hindert — entsprechend dem kategorialen Aufbaugesetz in der Schichtung der realen Welt — nicht ihre innere Autonomie.

Der Mensch als Person bildet durch seine eigentümliche Erhaltungsform (seine Konsistenz) eine Art sekundärer Substanz, an der die Zustände wechseln. Als solche ist sie das tragende Element der größeren Personenverbände, und diese Trägerschaft gehört mit zu ihren Aufgaben, aus denen man sie nicht herausreißen kann, ohne ihr den Boden zu entziehen, auf dem sie steht. Etwas Ähnliches gilt aber auch für die individuelle Persönlichkeit, und zwar deswegen, weil es zu ihrem Wesen gehört, das, was sie ist, auch «für jemand» zu sein. Da sie es aber nicht für sich sein kann, so kann sie es nur für andere Personen sein.

Die Persönlichkeit ist das eminent weltoffene Innenwesen des Einzelmenschen. Sie ist nicht nur durch ihre Seinsbedingungen, sondern noch weit mehr durch den Sinngehalt ihres Daseins, durch ihr Ethos und ihren Wertgehalt in ihre umgebende Welt, die geistig-kulturelle Menschenwelt, hineinbezogen. Und wie schon das bloße Personsein einen Kreis des Zugehörigen, eine Macht- und Einflusssphäre um sich her zieht, die die Person als die ihrige prägt, so auch die Persönlichkeit. Wir kennen solche persönlich geprägte Sphären im Leben als ihren dinglich-häuslichen Alltagskreis, ihren Wirkungskreis, ihren Freundeskreis (stets mit sehr eigenartig bestimmter Auslese), und wenn es hoch kommt, als ihren durch Ideen bestimmten Jünger- und Anhängerkreis. Ja, in gewissem Sinne kann man auch ihren Gegnerkreis dazu rechnen. Denn auch er ist durch ihr persönliches Ethos bestimmt.

Als «sekundäre Substanz» wirkt sich in der realen Welt jede stärkere Konsistenz, das heißt jedes sich irgendwie längere Zeit identisch erhaltende Gebilde aus. Mit Substantialität im strengen Sinne hat das nichts zu tun. So ist es auch mit der Erhaltung der Persönlichkeit. Von einem Hineinspielen «höherer» Seinsordnungen, etwa der eines Ueberzeitlichen (wie man manchmal geglaubt hat), ist dabei keine Rede. Aber ebenso sehr muß man sich hüten, die personale Identität auf Einheiten anderer Größenordnung zu übertragen, wie das im metaphysischen Idealismus geschehen ist: es gibt durchaus keine Ueberperson größeren Stils, die Menschengemeinschaften bilden keine personalen Einheiten, obgleich sie aus Personen bestehen — genau so wenig, wie sie ein Subjekt oder ein Bewußtsein größeren Stils ausmachen. Und das gilt von ihnen, obwohl sie geschichtliche Individualität haben.

Es ist ein Irrtum, daß die sogenannte Menschenkenntnis des Lebenserfahrenen ohne weiteres den Zugang zur Persönlichkeit habe. Was der Menschenkenner erfaßt, sind stets nur einzelne hervorstechende Eigenschaften, Fähigkeiten oder Schwächen. Diese aber verführen zur typisierenden Auffassungsweise. Alles Typenhafte nun ist gerade das Gegenteil von Individualität. Der Menschenkenner registriert die Personen nach gewissen immer wieder begegnenden Grundzügen; über diese hinaus in sie einzudringen hat er keinen Anlaß. Gerade darauf beruht seine Treffsicherheit; in der unbegrenzten Differenziertheit des eigentlich Persönlichen könnte er mit solcher Vereinfachung sich niemals zurechtfinden. Sein schnell fertiges Urteil ist um den Preis der Persönlichkeit erkaufte. Diese kann er bei seiner lebenspraktischen Einstellung gar nicht sehen.

Die Persönlichkeit erfaßt nur der persönlich interessierte, verweilende, sich liebevoll in sie vertiefende Blick. Zu solchem Verweilen und solcher Vertiefung bedarf es der Zeit, der Hingabe, des Einsatzes, ja nicht selten auch des Wagnisses — lauter Dinge, die wir im Drang des Lebens nur selten einmal aufbringen. Daher der hohe Wert, den es für die Persönlichkeit hat, wenn sie sich einmal wirklich von einem hingebend verweilenden Blick getroffen, sich verstanden und gewürdigt fühlt. Für sie ist es die Sinnerfüllung, die sie selbst sich nicht geben kann: das Bewußtsein dessen, was sie ist — im Spiegel der fremden Persönlichkeit.

Ethisch gesehen, hat dieses Verhältnis aber noch eine andere Seite. Sichtbar nämlich wird dem liebenden Blick nicht nur die empirische Persönlichkeit als das, was sie durch ihr Leben und ihre Schicksale geworden ist, der empirische «Charakter» mit seinen Schwächen und seinem vielfachen Verfehlen des eigenen Wesens. Hinter alledem wird ihm die ideale Persönlichkeit greifbar, der Mensch, wie er in seiner besonderen Eigenart sein sollte. Denn vieles kann den wirklichen Menschen von seinem eigensten Wesen, seinem individuellen Wert, ablenken. Ein Menschenleben kann seinen intelligiblen Charakter verfehlen oder erfüllen, und in der gewordenen empirischen Persönlichkeit ist stets beides oft so verhängnisvoll gemischt, daß das Eigentliche in ihr unter dem Uneigentlichen her kaum mehr erkennbar ist. Der liebende Blick aber kann hindurchstoßen bis auf das Wesen und den Menschen in dessen Lichte sehen.

Daß es einen solchen individuellen Wert im Hintergrunde der Persönlichkeit gibt, ist das größte Wunder im Wesen der Persönlichkeit. Es macht recht eigentlich erst das individuelle Ethos der Persönlichkeit aus. Worin inhaltlich ein Wert besteht, der nicht



gemeinsam, sondern nur einem einzelnen Individuum eigen ist, läßt sich schwer sagen. Aber daß er besteht, und zwar unabhängig vom Grade seiner Verwirklichung in der realen Person, läßt sich nicht bestreiten. Denn gerade in der Föhlung mit ihm besteht die persönliche Liebe, die dem Menschen gilt. Der Liebende eben sieht nicht, was vor Augen ist — da ist er manchmal wohl blind —, sondern was dahintersteht, auch wenn es sich nicht zur Wirklichkeit hat durchringen können. In diesem Sinne ist er der allein Sehende.

Ein direktes Erstreben des individuellen Persönlichkeitswertes ist nicht möglich; das würde einen bewußten Kultus der eigenen Person ergeben, und es ist wohlbekannt, wie leicht ein solcher in eitles Selbstbewußtsein umschlägt und so zur gröblichen Selbstverfehlung wird. Wohl aber gibt es ein Hingelenktwerden der Person auf ihn durch den liebenden Blick einer anderen Person. Diese sieht den idealen Persönlichkeitswert als den des anderen, und darum ohne die Gefahr der Verfälschung. Sie braucht ihn auch dem Geliebten nicht bewußt zu machen, sie lenkt ihn einfach durch die Kraft ihrer Liebe auf ihn hin. Denn diese geheimnisvolle Macht hat die persönliche Liebe, daß sie ihren Gegenstand zu dem wandelt, was sie in ihm liebt.

Es unterliegt keinem Zweifel und ist nie bestritten worden, daß in dem Widerspiel von Lieben und Geliebtsein eine einzigartige Sinnggebung des Menschenlebens liegt. Aber man hat sich selten einmal klargemacht, worin sie besteht. Am Ethos der Persönlichkeit wird die Sinnggebung verständlich. Denn in ihm liegt der komplementäre Wert zum sittlichen Wert persönlicher Liebe. Schon Platon wußte, daß alle Liebe auf einen Wert gerichtet ist, den sie selbst nicht hat. In der persönlichen Liebe aber ist dieser Wert das ideale Wesen der Persönlichkeit. Und indem sie den Menschen durch ihre bewegende Kraft auf dieses sein Wesen hinlenkt, bringt sie ihn mittelbar zur Selbstverwirklichung der Persönlichkeit.

*Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.*